

Spurensuche (1)

Schon immer hat die Kirkeler Burgruine ihre Besucher beeindruckt, so hat z. B. Peter Gärtner 1844 festgehalten: „Gleich links neben dem Tor wohnen in einem Gewölbe arme Leute, deren Schornstein durch die Mauern geht, so dass man oben, da die Öffnung durch nichts bezeichnet ist, leicht hineintreten könnte. Dem Turm gegenüber befinden sich mehrere Gewölbe übereinander, deren unterstes ebenfalls von armen Leuten bewohnt ist, die in den anderen ihre Vorräte an Steußel aufbewahren; in dem Burgraum selbst etwas Gemüse und einige Bäume ziehen.“ Zehn Jahre später schreibt Pfarrer Carl Blum in seiner Chronik: „Die Ruinen - von welchen besonders die beiden Thürme wie eine laute Mahnung an Vergangenheit und Vergänglichkeit hervorleuchten - sind in Privatbesitz übergegangen.“

„Nur der Berg prangt alljährlich, wie einstens in der Blütenpracht der Bäume, welche ein sehr gutes Obst bringen. Von Weinwuchs, davon die Urkunden erzählen, zeugen die hundertjährigen knorrigen Rebstöcke, die mit Efeu verschlungen, an dem zerfallenen Gemäuer sich emporranken.“

Pfarrer K.J. Weyland hat 1895 die Blum'sche Chronik mit unzähligen wissenswerten Marginalien (Randbemerkungen) versehen. So auch 1894: „Die Burg Kirkel ist nun zum größten Theil in den Besitz des pfälzischen Verschönerungsvereins übergegangen. Um sie vor weiterem Zerfall zu schützen, sind aus Staatsmitteln 2.000,- DM bewilligt worden.“

Spurensuche (2)

Der MGV 1848 Kirkel führt sein Alter von über 150 Jahren auf ein „Singbuch 1848“ eines Jakob Schwender aus Kirkel zurück. Leider ist das Buch seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen. Aber nicht verschwunden sind zahlreiche Spuren aus dem Leben des Jakob Schwender. 1844 begegnet er uns neben den Wirten Valentin Hussong und Jakob Wagner als dritter Wirt von Kirkel-Neuhäusel. Er besitzt „ein Wohnhaus mit Keller, Stall, Brandweinstube, Schweinestall, Hofraum mit Brunnen und ½ Antheil an einer Scheuer mit Dreschtemme zum gemeinschaftlichen Gebrauch“. An Grundbesitz verfügt er über 6,89 Tagwerk: davon ein Acker im Thalgarten, ein Acker in den Etzeln, ein Acker hinter dem Ehrmannswäldchen, eine Wiese im Storchengarten und sechs Wiesen im langen Weiher. Bei 6,872 Tagwerk Gemeindeland besitzt er gerade ein Tausendstel davon und nimmt damit einen guten Mittelplatz ein. Sein Besitz kommt als Erbgut „theils von seinem Vater, Friedrich Schwender und theils als Schenkung von seiner Mutter, Maria Elisabeth, geb. Born“. Jakob Schwenders soziale Stellung verschafft ihm einen der acht Sitze im Gemeinderat.

1848 tritt in Frankfurt die deutsche Nationalversammlung zusammen, deren Arbeit durch das Zusenden von Petitionen von örtlichen Volksvereinen unterstützt und abgeregt wird. Darunter zwei Anträge aus Kirkel-Neuhäusel mit 87 Unterschriften, so z. B. „Jakob Wagner, Becker, Vorstand, Christian Schäfer, Wachnermeister, Jakob Schwender, Wirth“. Vielleicht war es an der „Kerkeler Kerb“ 1827, als sich Jakob Schwenders Schwester Maria Katharina und Christian Seel kennen und lieben lernten, so dass sie an Silvester 1827 den Bund fürs Leben schlossen. Als sie 1877 goldene Hochzeit feierten, war ihre Nachkommenschaft auf ein knappes Dutzend Kinder angewachsen. Ihre Tochter Elisabetha heiratete den Ackerer Ludwig Herzog, der mit seiner Frau Jakob Schwenders Gastwirtschaft weiterführte. Von ihnen ging sie auf seinen Sohn Jakob und ihre Enkelin Lottchen Herzog über, durch deren bewährte Führung die „Wirtschaft zur Burgruine“ in den dreißiger Jahren weit über die Ortsgrenzen hinaus in der Umgebung bekannt wurde.

Spurensuche (3)

Im 17./18. Jahrhundert machten sich die Zweibrücker Herzöge Gedanken wie „ihrer Unterthanen Wohl zu befördern sei, damit ihre Anzahl steige und ihr Vermögen zunehmen möge.“ Daraufhin arbeiteten die Hofbeamten Sonderbedingungen aus, um Einwanderer in das Herzogtum zu locken. Es waren Privilegien wie freies Land, kostenloses Bauholz, freie Waldweide und Fronfreiheit auf eine bestimmte Zeit. Diese Angebote waren vor allem in Richtung Schweiz gedacht. Die Schweizer kamen gerne in die Pfalz, denn hier stießen sie auf die gleiche Sprache, die gleiche Konfession und das gleiche Klima. Der erste Schweizer Einwanderer, der in Kirkel sesshaft wurde, war der Ackerer Johannes Schwender. Sein Familienname Schwender war eigentlich in der Schweiz entstanden. Lt. Duden ist eine Schwende „ein durch Abbrennen urbar gemachter Wald“, ein Schwender war demnach ein Siedler im Wald, ein „Röder“ gewissermaßen. Nachdem sich Johannes Schwender eine Weile in Kirkel aufgehalten hatte, heiratete er 1696 die „nachgelassene Wittib“ des Beständers der herrschaftlichen Hof- und Schäfergüter Christoph Leibrock, ein seinerzeit angesehener Unterthan, an den heute noch der Flurname „Stoffels Dell“ erinnert. Anno 1698 verpflichtete die herzogliche Renthcammer Johannes Schwender, jährlich auf Martini zwanzig Gulden Pachtzins an die Kellerei zu Zweibrücken zu zahlen. Als im Februar 1700 der Pachtvertrag abgelaufen war, wollte ihn die Renthcammer zu den gleichen Bedingungen verlängern. Jedoch Schwender lehnte ab: „Weil er aus mangel genugsamen Wieswaches mit viel Vieh halten und dahero weniger Felder bedungen kann. Auch solchergestalt sehr geringen Nutzen von dem Pachtland hat, weil der meiste Theil lauter Sandland ist.“ Um 1805 tauchte ein direkter Nachfahre von Johannes Schwender auf dem Abstäberhof auf und heiratete die aus Kleinottweiler stammende Elisabeth Ecker. Auf dem Abstäberhof war 1794 der Hofbesitzer Daniel Oberkircher verstorben. Nach dessen Tod eine Hofhälfte seinem Sohn Jakob und die andere Hälfte seiner Tochter Sophie Oberkircher, verehelichte Gerard zufiel. Während Jakob Oberkirchers Hof weiterhin gedieh, hat das Ehepaar Gerard sein Gut heruntergewirtschaftet, so dass es zum Verkauf anstand.

Vermutlich war das der Zeitpunkt, auf den das Ehepaar Schwender wartete. Am 13. Oktober 1807 kam es in Zweibrücken zum Verkauf. Balthasar und Elisabeth Schwender erwarben für Zweitausend vierhundert dreizehn Francs 47 Centimes (1120 Gulden) mehrere Wohnhäuser; Gebäude, Scheunen, Pferdeställe und Hofräume, 100 Morgen Ackerland und 28 Morgen Wiesen.

Spurensuche (4)

Es ist faszinierend, die Bewohner des Abstäberhofes bei ihrem Kampf ums Überleben zu begleiten. Um 1720 war Andreas Oberkircher aus der Schweiz eingewandert. 1765 hat der Geheimrat, Kammerdirektor Schimper „175 Morgen nach vakantes Land zum Abstäberhof geschlagen“, wahrscheinlich 1766 entstand ein Hofhaus, 1767 führte Renovator Illing eine Flurbereinigung durch und 1768 trug er die Ergebnisse seiner Erhebung in die „Geometrische Carte für den Kirkeler District“ ein. Der „Abstäberhoff“ ist in die Karte bereits aufgenommen. Es handelt sich um ein Hofhaus, das heute noch parallel zur Kaiserstraße steht. Später kamen noch zwei baugleiche Häuser dazu. Zum ersten Hofbeständer wurde Andreas Oberkirchers Sohn Daniel Oberkircher eingesetzt.

1775 erscheint der Viehhirte Johann Groß auf dem Abstäberhof, der die Maria Kornbauch heiratete. Daraus kann geschlossen werden, dass der neue Abstäberhof sich vorzüglich der Rindviehzucht widmen sollte. Jedoch weitere Nachrichten aus den Anfangszeiten des Hofes fehlen. Dann, 1777, lässt die Renthcammer plötzlich „das Hofgut wieder einziehen“, d. h. es wurde verkauft, und zwar erwirbt die Gemeinde Kirkel 82 Morgen, die Gemeinde Limbach 103 Morgen und der Abstäber Hofmann Daniel Oberkircher 130 Morgen. Bekanntlich fallen nach dessen Tod seinem Sohn Georg Jakob und seiner Tochter Sophie je eine Hofhälfte zu. Georg Jakob heiratete am 26.01.1785 Katharina Wagner aus Kirkel. Als die Georg Jakob Oberkircherschen Ackersleute und als überzeugte reformierte Christinen sind sie in die Annalen eingegangen. Sie lebten in Ehrfurcht vor dem Herrn, haben mit Fleiß ihren Besitz vermehrt und zusammengehalten und fünf Söhne und eine Tochter gezeugt. Diese Tochter Katharina heiratete gleich um die Ecke ihren Nachbarn Georg Schwitzgebel und beide wurden somit zu den Stammeltern eines weit verzweigten Kirkeler Geschlechts. Die Söhne Friedrich und Christian wurden von Pfarrer Blum lobend erwähnt. Friedrich war Kirchenrechner und als der fleißigste Bibelleser in der Pfarrei bekannt und Christian wegen seiner Biederkeit und seiner Leutseligkeit beliebt und wurde von aller Welt „Vedder Krischan“ genannt. Friedrich Oberkircher war im Gemeinderat und war dabei als am 7.10.1844 in der Behausung des Ackerers Ludwig Hussong die berühmten Kirkeler Holzberechtigungen notariell verbrieft wurden, um die die Gemeinde fast ein Jahrhundert gekämpft hatte. Als sich am 22. Jan. 1849 die Mitglieder des Volksvereins trafen, um über eine Petition zum Frankfurter Parlament zu debattieren, waren auch die Brüder Christian und Friedrich und ihre Söhne mit dabei.

Spurensuche (5)

Als die Hochfürstliche Renthcammer zu Zweibrücken 1768 den Abstäberhof anlegen ließ, wurde für den Hofbeständer Daniel Oberkircher parallel zur Kaiserstr. ein neues Hofhaus gebaut. Es wurde ein Bautyp gewählt, den man als „Zweibrücker Zweifamilienbauemhaus“ bezeichnen könnte, d. h. um eine starke Mittelwand konzentrierte man zwei Bauernhöfe bzw. zwei Familien. In Kirkel-Neuhäusel hat sich dieses Modell noch öfter wiederholt. Der große Nachteil dieses Haustypes war seine geringe Tiefe. Seine Bewohner mussten sich mit den Gegebenheiten eben arrangieren. Zunächst errichtete man eine First-, bzw. eine lange Mittelwand, an die symmetrisch auf beiden Seiten alle notwendigen Zweckräume angebaut wurden: Schlafzimmer, Küche, Wasch- und Futterküche, Scheune, Heuboden, Kuh- und Pferdestall und noch weitere notwendige Stauungen. Damit die Scheunen auf beiden Hofhälften nicht zu kurz waren, wurden sie auf Jeder Seite etwas nach vorne erweitert. Die Aufgangstreppe zu den Kinderschlafzimmern im Obergeschoss befand sich gleich in der Küche. Es war ein Haus der kurzen Wege. Mit wenigen . Schritten war die Bäuerin in den Schlafzimmern, in der Wasch- bzw. Futterküche oder in den Ställen. Eben überall dort, wo sie gebraucht wurde.

Trinkwasser für den Haushalt oder Brauchwasser für die Viehhaltung musste mühsam vom Ziehbrunnen herbeigeschafft werden. Abends spendeten Tranfunzeln kärgliches Licht. Deshalb ging man auf dem Bauernhof früh zu Bett. Man ging mit den Hühnern schlafen und stand mit den Hühnern wieder auf. Was die hygienischen und die sanitären Verhältnisse betraf, ließen die Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts noch viele Wünsche offen. Die Haustür lag auf ebenerdiger Höhe und war gleichzeitig die Küchentür. Man stieg eine Stufe hoch und stand schon im Haus, bzw. in der Küche. Das Abwasser wurde einfach ins Freie abgeleitet, der „Abtritt“ stand draußen am Ende des Hauses, gleich über der Dunggrube. Ein Haus der vorbezeichneten Bauart war das frühere Bauernhaus, das hinter der Wirtschaft Lottchen Herzog stand. 1844 wurde es auf seiner Vorderseite von Christian Seel und auf seiner Gegen-

seite von Jakob Schwender bewohnt. Zwischen beiden war folgende Regelung getroffen; „Scheuer ½ Antheil (ganze Fläche 0,02) bestehend in der hinteren, resp. vorderen Hälfte, der Scheuer, und in der gemeinschaftlichen Dreschtenne“. Auch über das abgehandelte Abstüber Hofhaus war 1844 zwischen dem Ackersmann Georg Schwitzgebel und der Witwe Balthasar Schwender die gleiche Regelung getroffen worden: „Scheuer ½ Antheil (ganze Fläche 0,02) bestehend in dem vorderen resp. hinteren Theil der Scheuer und in einer gemeinschaftlichen Dreschtenne“.

Spurensuche (6)

Ein Wetter zum Mäusemelken!“ witzelte dieser Tage ein leidgeprüfter Zeitgenosse angesichts von dunklen Wolken, verhangenem Himmel, Dauerregen, Hochwasser, „Straßensperren, wetterbedingten Depressionen und sonstiger Unannehmlichkeiten. Wenn wir unter diesen Umständen meinen, verzweifeln zu müssen, dass das kein Mensch mehr aushalten kann, und dass uns die Decke auf den Kopf fällt, sollten wir einmal einen Blick in die Geschichte werfen und sehen, welchen Unbilden der Natur unsere Altvordern ausgesetzt waren, die immerhin ohne die Vorzüge unserer heutigen Lebensqualität auskommen mussten. Dann ist das vermeintlich Unerträgliche, doch etwas leichter zu ertragen. Da berichtet am 24. August 1615 der Keller Johann Merzlin auf der Burg Kirkel zur Renthecammer, seiner vorgesetzten Dienstbehörde nach Zweibrücken: „Es ist dieses Jahr - Gott erbarm, an allen orthen so wenig heu gewachsen, daß ich nicht mehr als zehn geringe wagen heu für all mein Rindvieh und Pferde einthun konnte, und mich sorgen muß, daß sie hungers sterben möchten. Die drei Jahr, die ich jetzt allhier bin, habe ich jedes Jahr großen Schaden gelitten. Das erste Jahr hat mir das Wasser an die zwanzig Wagen heu verflößt und im Boden verderbt. Auch im folgenden Jahr ist wenig heu gewachsen und hat dies Jahr fast ganz gefehlt.“

Auch zu Anfang und um die Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es Wetterkatastrophen, wie wir aus einer alten Chronik wissen: „Und dann kam das Hungerjahr 1816/17. Ununterbrochen ist Regen gefallen. Die Grundbieren waren zehnmal so teuer als sonst. Scharen von Bettlerfamilien zogen durch das Land.“ Und 1853: „Für dieses Jahr muß vornehmlich die zu einer schrecklichen Höhe gestiegenen Armuthei, infolge von Mißernten hervorgehoben werden.“ - 1879: „Wegen des kühlen und regnerischen Wetters hatten wir im Sommer Scharlachfriesel und Halsbräune, woran viele Kinder starben. Die Heuernte dauerte sieben Wochen.“ Und 1883: „Neujahr - Überschwemmung am Rhein - Geld- und Naturaliensammlungen.“

Und noch eine letzte Erinnerung: Im Herbst 1947 gab es in den Bliesauen von Wörschweiler bis Webenheim Hochwasser. Damals drückte ich die Schulbank in Blieskastel. Es war ein langweiliger, verregneter Vormittag. Wir lasen die Novelle „Bergkristall“ von Adalbert Stifter. Ein Stück Weltliteratur (!) Aber das interessierte niemand. Im Klassenzimmer waren viele Plätze frei. Alle Schüler aus dem unteren Bliestal fehlten. Sie konnten nicht kommen, weil die Bahnlinie unter Wasser stand. Und wir mussten Adalbert Stifter lesen. Unser Deutschlehrer machte es auf die literarischen Feinheiten der Novelle aufmerksam. An irgend einer Stelle hieß es: „Es regnete in langweiligen Fäden!“ - Heute würde man sagen: „Es herrschte ein Wetter zum Mäusemelken.“

Spurensuche (7)

Durch seine Lage an der Kaiserstraße bekamen die Bewohner des Abstäberhofes immer wieder etwas von dem Puls der großen Weltgeschichte zu spüren. Als 1927 die Straße ein neues Basaltplaster erhielt, wurden Reste einer Römerstraße angeschnitten. Das lässt darauf schließen, dass im Altertum, ehe sich hier die ersten Siedler niederließen, schon römische Legionäre vorbeigekommen sind. Ebenso sind im Mittelalter Kreuzritter, die zur Befreiung des Heiligen Landes aufbrachen, nachgewiesen. Aber mehr wissen wir über die jüngere Geschichte. Turbulenter ging es 1793 zu, als Franzosen und Preußen zwischen Limbach und dem Abstäberhof aufeinander stießen. Nach einer mündlichen Überlieferung soll die Gräfin Marianne von der Leyen bei dieser Gelegenheit auf dem Abstäberhof übernachtet haben. In ihrem Tagebuch erzählt sie, dass sie versucht hat, sich mit einigen Getreuen auf Schleichwegen durch den Kirkeler Wald zu den Preußen bei Limbach durchzuschlagen. Dann musste sie vor Erschöpfung doch noch umkehren: „Nun war ich wieder darauf angewiesen, den Rest des Weges zu Fuß zu gehen, und trotz meiner großen Müdigkeit genötigt, den steilen Berg zu erklettern. Das verschlechterte meine Lage wesentlich und zerstörte neuerdings alle meine Hoffnungen, da es mich der Gefahr aussetzte, von meinen Feinden gefangen genommen zu werden an einem Ort, an den ich mit Vertrauen aufs Gegenteil gegangen war. Das Ganze war geeignet, mich etwas zu entmutigen; denn selbst ein Zurückgehen gestaltete sich unendlich schwierig und gefährlich, da der ganze Wald von Franzosen umgeben war.“ Wonach es wohl zu der Übernachtung auf dem Abstäberhof gekommen sein könnte. Bei einem Vergleich mit ihrem Tagebuch ergeben sich zwar Widersprüche, könnte aber unter Berücksichtigung ihrer damaligen Übermüdung trotzdem wahr sein.

Eine zweite Überlieferung, die man ebenfalls anzweifeln könnte, entbehrt nicht einer gewissen Komik, die ein Jahrzehnt später passierte, als 1812 Napoleon mit seinem Heer nach Russland zog. Damals betrat ein flotter Offizier die Wohnung der jungen Elisabeth Schwender, die gerade den Balthasar Schwender geheiratet hatte. Als er versuchte, sie nach heutigem Sprachgebrauch anzubaggern, da hat die Elisabeth Schwender mit einem kräftigen Schlag mit der Bratpfanne den Herrn Offizier in die Schranken verwiesen.

Dass wir im 18. Jahrhundert den Hofbeständer Daniel Oberkircher auf der Lieferantliste der Herrschaftlichen Zweibrücker Hof-Brauerey finden, erlaubt uns anzunehmen, dass Daniel Oberkircher in seinem Anwesen eine kleine Schenke betrieben hat und Durchreisende mit Spezialitäten seines Hauses bewirtet hat.

Spurensuche (8)

Die Aufsicht über die Jagd und Forstwirtschaft im 18. Jahrhundert im Amt Kirkel unterstand immer einem Oberförster. Ihre Namen und Tätigkeiten, ja manchmal sogar die Schicksalsschläge, von denen sie heimgesucht wurden, sind uns bis heute bekannt geblieben.

Eröffnet wird die stolze Reihe der Grünröcke von dem sagenhaften Meister Simprecht, der schon vor dem 30-jährigen Krieg in Kirkel seinen Dienst versah und dem aus dem Fränkischen zugewanderten Oberförster Johann Georg Engelhardt, der 1728 das neu erbaute Forsthaus „gleich dem Thaigarten gegenüber“ bezog. Über Jahre unterhielt er freundschaftliche Beziehungen zu dem Hofmaler Conrad Mannlich in Zweibrücken, der 1753 seinen vierzehnjährigen Sohn Johann Christian, den späteren Baudirektor des Schlosses Karlsberg zu „Ferien auf dem Lande“ nach Kirkel schickte. Dieser Erlebnisurlaub hat Mannlich so sehr beeindruckt, dass er sich noch als Achtzigjähriger daran erinnert, wie er die Sumpfgelände des Kirkeler Weihers durchstriefte: „Der älteste Sohn des Oberförsters begleitete mich auf meinen Wanderungen und Jagdausflügen. Im Laub versteckt, schoss ich nach Ringeltauben, die man

durch gesalzene Erde anlockte.“

Engelhardts Nachfolger in Kirkel wurde um 1762 Oberförster Heinrich Scell, den 1764 ein tragischer Schicksalsschlag ereilte. Durch eine Blatternepidemie wurden ihm alle vier Kinder hinweggerafft. 1766 erhielt Scell in dem Oberförster Georg Anton Seel, geb. 1733 auf dem Jägerhaus aufm Sand einen würdigen Nachfolger, von dem die heute im Dorf weit verbreitete Sippe Seel mit ihren Nebenlinien abstammt. Anton Seel wurde 1793 von den Franzosen nach Metz verschleppt und ist niemals mehr zurückgekehrt. Sein Nachfolger wurde der Revierförster Christian Lindemann, der sich beim Ausbau der Kaiserstraße 1807/11 ein repräsentatives Haus erbauen ließ, das später das evangelische Pfarrhaus und eine Schule wurde.

Zu erwähnen wäre noch der Oberförster Tochtermann, unter dessen Regie 1864 der letzte Kirkeler Wolf mittels einer Treibjagd geschossen wurde. Und der Revierförster Renner, der 1846 die Idee hatte, am Frauenbrunnen eine Freizeit- und eine Erholungsanlage für die damals schwer arbeitenden Menschen anlegen zu lassen. - Nicht vergessen wollen wir den Oberförster Kliegel, der sich um 1900 das erste Auto in Kirkel anschaffte, und den Forstamtmann Dittmar, der uns die Dittmarshütte hinterlassen hat. Er war von 1919 bis 1923 in Kirkel in Amt und Würden. Auf ihn folgte der Oberförster Ritter von Kleemann, der für besondere Verdienste im Ersten Weltkrieg geadelt wurde. Der letzte Forstmeister Keller, den die Franzosen 1945 wegen seiner engagierten Zugehörigkeit zur NS-Partei in ein Straflager steckten, hat die Verhaftung nicht überlebt.

Spurensuche (9)

Der 1844 nachgewiesene Kirkeler Ackerer Christian Johann Seel war offenbar ein direkter Nachfahre des Oberförsters Georg Anton Seel. Mit seinem Wohnhaus mit Hofraum, Keller, Scheuer, Stall, Dreschtemne, 17,68 Tagwerk Ackerland und Wiesen, gehörte er wohl zu den wohlhabendsten Dorfbewohnern seiner Zeit. Verheiratet war er mit Katharina geb. Schwender und hatte mit ihr zusammen ein knappes Dutzend Kinder. Einige sind uns noch bekannt: Elisabeth Seel, die Ehefrau von Ludwig Herzog, die Großeltern von Lottchen Herzog, Ludwig Seel, der Urgroßvater von Waldefried Seel, Valentin Seel, der Urgroßvater von Wolfgang Seel. Und zwei weitere Brüder, die nach Amerika ausgewandert waren, die lange Zeit mit ihren Geschwistern noch in Briefkontakt standen. Und jener legendäre Seel, der in der Hexennacht in den Kirkeler Weiher geritten und dabei ertrunken ist. Am 28. Oktober 1843 wurde den Christian Seelschen Ackersleuten ihr jüngster Sohn Jakob Seel, der spätere Urgroßvater von Wolfgang Gütlein geboren. Gerade noch rechtzeitig genug, dass zur Feier seiner Taufe, die neue im Speyerer Dom erworbene Orgel spielen konnte.

Seine Spielkameraden lernte der kleine Jakob im Ewwerdorf am Mühlberg und in der Schule ab 1849 kennen: den Giffel Jakob, den Herzog Maximilian und den Kleis Georg. Mit ihnen zusammen nahm er 1864 an der Treibjagd auf den letzten Kirkeler Wolf teil. Obwohl sie nur mit Mistgabeln ausgerüstet waren, fühlten sie sich sicher. Denn für alle Fälle war der Giffel mit einem alten Vorderlader und obendrein noch mit einem Sackpuffer - was immer das gewesen sein mag - bewaffnet.

Nach seiner Schulzeit lernte Jakob Seel in Bierbach Schuhmacher. Als er dann in die Jahre kam, lernte er auf dem Abstäberhof die Karoline Oberkircher kennen, die er dann nach seinem Wehrdienst in der 5. Escadron bei den Chevaulegers 1868 heiratete. Nach seiner Heirat stieg er in die Landwirtschaft seines Schwiegervaters Fritz Oberkircher mit ein, der ihm neben seiner Landwirtschaft auch noch seinen Namen überließ. Fortan hieß die Familie „Fritze“. So hießen jetzt Jakob Seels drei Töchter „Fritze Betche“, die den Ludwig Wolf in Alt-

stadt heiratete, „Fritze Stine“ und „Fritze Lina“. Die drei Söhne „Fritze August, Jakob und einer, der sogar „Fritze Fritz“ hieß, versuchten ihr Glück auf der Grube und auf der Hütte.

Als der Jakob Seel sein eigener Herr geworden war, reduzierte er seinen Betrieb auf eine Schuhmacherei, zwei Kühe, einen Esel und Bienenzucht. Ein robuster Mann war der Jakob Seel nicht. Wenn es im Herbst darauf ankam, die Honigwaben einzubringen, hat er gerne seiner den Vortritt gelassen. Mit Wasser versorgte sich der Fritze-Clan über hundert Jahre durch eine Quelle im Keller. Erst 1879 ließen die Ackerer Christian Fey und Jakob Seel einen Brunnen bohren und mit einer Pumpe versehen.

Spurensuche (10)

Der Knappschaftssekretär Albert Fritze hat um 1925 den Abstäberhof als sein bevorzugtes Urlaubsziel entdeckt. Gerne kam er mit seiner Familie zu seiner Verwandtschaft, um hier Ferien auf dem Lande zu verbringen. Dabei vergaß er auch nicht, die stillen Winkel des Abstäberhofes im Bild festzuhalten. So fotografierte er z. B. die Gaststube des Karl Schwartz. Gründer der Wirtschaft war dessen Vater, der Ackerer Ludwig Schwartz. Ob er ein Nachkomme des Kirkeler Hofbeständers Johannes Schwartz war, muss offen bleiben. Verheiratet war er mit der Katharina Sauerbrey vom Eschweilerhof. Täglich beobachteten die beiden, dass viele Fuhrwerke an ihrem Haus vorbeifuhren: Kohlentransporte in die Pfalz, Langholzfuhren zum Bahnhof nach Homburg und Handelsreisende von und nach Frankreich. Eines Tages hatte der Ludwig Schwartz eine zündende Idee. Sollte er nicht mit seiner Frau zusammen eine Gastwirtschaft eröffnen? Am 26. März 1892 reichte er ein Ansuchen an den Gemeinderat von Kirkel-Neuhäusel ein, in dem er um die Verleihung der Wirtschaftsgerechtigkeit auf dem Abstäberhof bat. Am 16. Juli 1893 fasst der Rat den einstimmigen Beschluss, dass die Errichtung einer Wirtschaft auf dem besagten Abstäberhof ein Bedürfnis ist, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Auf dem Abstäberhof ist großer Verkehr mit Fuhrwerken aus dem Staatswalde.
2. Die Bewohner von Kirkel-Neuhäusel besitzen den größten Teil der Ländereien und Wiesen auf besagtem Abstäberhof, wären dankbar, wenn sie nach getaner Feldarbeit dort selbst ein Getränk erhalten könnten.

Mit diesem Beschluss waren die Eheleute Ludwig und Katharina Schwartz vor eine neue Aufgabe gestellt. Es musste eine Gastwirtschaft eingerichtet werden, die den polizeilichen Vorschriften entsprach. Mit diesem Thema befasste sich auch der Rat in seiner Sitzung am 6.11.1893, wobei er folgende Auffassung vertrat: „Ob das zum Wirtschaftsbetrieb bestimmte Lokal den polizeilichen Anforderungen genügt, glaubt der Gemeinderat bejahen zu können, obwohl dies nur ein Sachverständiger zu beurteilen vermag. Auch glaubt der Gemeinderat, dass das Lokal genügt, um die eintreffenden Gäste zu fassen. Die Wohnräume sind bei den meisten hiesigen Leuten nicht geräumiger als bei dem Schwartz. Die geäußerten Sicherheitsbedenken dürften bei dem Schwartz nicht zutreffen, da er ein tüchtiger junger Mann ist.“ 1887 war dem Ehepaar Ludwig Schwartz ihr Sohn Karl geboren worden, der in seiner Jugend in die Gastwirtschaft schon eh mit eingebunden war. Sein Wehrdienst in der bayerischen Armee verschlug ihn nach Kreuznach, wo er in der Weinbaugemeinde Duchroth seine spätere Frau Anna kennen lernte. Nachdem Ludwig Schwartz 1919 seine Wirtschaft seinem Sohn übergab, baute dieser sie 1927 zu dem heutigen Lokal um.

Spurensuche (11)

Als am 1. Mai 1890 wieder einmal ein neuer Jahrgang zur Aufnahme in die Schule anstand, stellte der Ackerer Jakob Seel vom Abstäberhof folgenden Antrag an die Ortschaftskommission Kirkel-Neuhäusel: „Der gehorsamst Unterzeichnete richtet an die Wohllöbliche Ortschaftskommission Kirkel-Neuhäusel die ergebenste Bitte, seiner am 5. Mai 1884 geborenen Tochter Karoline Seel die Aufnahme in die protestantische Vorbereitungsschule daselbst am 1. Mai 1890 gestatten zu wollen.“ Gehorsamst Jakob Seel, Ackerer. Warum der Jakob Seel um die vorzeitige Einschulung seiner Tochter gebeten hat, darüber kann man nach Kenntnis der Familienverhältnisse nur spekulieren. Der Ackerer Seel hatte eine Landwirtschaft, sieben Kinder und obendrein eine kränkelnde Frau. Deshalb sollte seine jüngste Tochter die Schule möglichst schnell durchlaufen und nach ihrer Entlassung als Arbeitskraft zur Verfügung stehen.

Als Seels Ehefrau am 19. November 1913 starb und er sich auf das Altenteil zurückzog, zeigte sich, wie sinnvoll seine vorausschauende Planung gewesen war. Obwohl die Tochter seit Juni 1907 verheiratet war, fiel ihr jetzt die Verantwortung für zwei Haushaltungen zu. Von nun an war sie über viele Jahre Bäuerin, Hausfrau und Mutter. Verantwortlich für alle Arbeiten in der Hauswirtschaft: Brot backen, Kühe melken, Milch zentrifugieren, Butterstoßen und Käsezubereitung, Viehhaltung und Hauschlachtung, Schinken räuchern. Unterbrochen allerdings durch die jährlich wiederkehrenden großen Hauptarbeiten in der Landwirtschaft: Pflügen, eggen, Dung ausfahren, Korn säen, Kartoffeln setzen, Runkelrübensamen legen, Heu machen, Korn abmachen, Korn einfahren und dreschen, Grummet machen, Kartoffeln ausmachen und einfahren, Rüben und Runkelrüben einfahren, eine Knochenarbeit nach der anderen.

Spurensuche (12)

Als Tochter des Ackerers Jakob Seel hat Karoline Seel den Abstäberhof selten verlassen. Ins Nachbardorf Limbach kam sie nach der Kornernte einmal im Jahr. Wenn das Korn ausgedroschen und trocken, war, wurde es zur Mühle gebracht. Dort wurde es von dem Müller Alfred Bohn kritisch geprüft und meistens angenommen. Auf dem Rückweg war Gelegenheit, bei verwandten und befreundeten Handwerkern vorbeizuschauen und notwendige Reparaturen zu besprechen und ausführen zu lassen. Das war oft beim Schmiedemeister Otto Leibrock und beim Wagnermeister auf dem Weiherdamm. Zu einer wirklich größeren Reise kam Karoline Seel durch ihre Nachbarin, die Gastwirtin Anna Schwartz, die sie eines Tages einlud, mit ihr in ihr altes Heimatdorf Duchroth an der Nahe zu fahren. Karoline Seel war von dieser Idee so begeistert, dass sie ihr geheimes Tagebuch auf die Reise mitnahm und die durchfahrenen Bahnstationen fein säuberlich aufnotierte: Neunkirchen, Ottweiler, Niederlinksweiler, St. Wendel, Hofeld, Namborn, Wallhausen, Türkismühle, Nohfelden, Birkenfeld, Hoppstätten, Heimbach, Nohen, Oberstein, Nahbollenbach, Fischbach, Kirn, Sobenheim, Staudernheim, Rheinböllen. Sie hat Bahnstationen aufgeschrieben, die heute gar nicht mehr existieren. Andere wie Idar sind dazu gekommen. Außerdem gehen die aufgeführten Stationen weit über das Ziel Duchroth hinaus. Ob die beiden reiselustigen Gefährtinnen an ihrer Endstation abgeholt wurden und naheaufwärts durch das tief in die Landschaft eingeschnittene Nahetal nach Duchroth zurückgefahren sind? Darüber verrät das Reisetagebuch nichts. Genau so wenig wird verraten, ob sie auch den Nahewein wenigstens probiert haben. Nach vorsichtiger Einschätzung der vorhandenen Indizien dürfte diese Reise im Oktober 1903 im Alter von 19 Jahren der Karoline Seel stattgefunden haben.

Karoline Seel war schon längst verheiratet, Mutter von vier Kindern und fünfzig Jahre alt, als ihr Ehemann ihr 1934 die Teilnahme an einer Sonderfahrt zu einer politischen Saar-

Kundgebung am Deutschen Eck bei Koblenz vorschlug: „Damit sie wenigstens einmal in ihrem Leben den Rhein sehen kann.“ Nachdem Hilfskräfte gefunden waren, die für die Dauer ihrer Abwesenheit von zu Hause das Vieh versorgten, konnte die Reise stattfinden. Die letzte ungewöhnliche Reise für sie machte Karoline kurz vor ihrem Tod - mit 81 Jahren - zu ihrem jüngsten Sohn nach Gaggenau-Bad Rotenfels, in den Nordschwarzwald. Würde sie diese Reise heute unternehmen, könnte sie dort ihren Enkelsohn, den promovierten Diplom-Mathematiker Dr. Uwe Kleis begrüßen.

Spurensuche (13)

Dass wir bei unserer Spurensuche immer wieder auf die Karoline Seel zurückkommen, hat seine Gründe. Denn ihr Leben war beispielhaft, ermutigend, vorbildlich. Das Psalmwort „Unser Leben währet siebzig Jahre und wenn's hochkommt so sind's achtzig Jahre und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen“, war ihr wie auf den Leib geschrieben. Sie führte ein arbeitsreiches erfülltes Leben, ohne Stress, Herzbeschwerden, Rückenschmerzen, Krankengymnastik und Jogakurse und Diäten. Ihr „Beauty-Case“ (Kosmetikkoffer) war die Arbeit in der freien Natur. Das schützte sie vor grauen Haaren und bewahrte ihr allzeit eine rosige frische Gesichtsfarbe. Als sie zwanzig Jahre alt war, ließ sich der vierundzwanzigjährige Hugo Kleis öfter auf dem Abstäberhof sehen. Sie lernten sich kennen und heirateten 1907. Es folgten zwei Töchter, ein Sohn, der Erste Weltkrieg und der Umbau des alten „Zweibrücker-Zweifamilien-Bauernhauses“, das sie mit dem Bergmann Jakob Oberkircher gemeinsam bis 1914 bewohnten, zu einem herkömmlichen Arbeiterbauernhaus.

Als die älteste Tochter 1929 von heiraten sprach, sollte, sie noch warten, weil ihre Mutter mit 46 Jahren noch einmal in anderen Umständen war. Trotz der Unkenrufe, die von allen Seiten kamen, wurde das Kind ausgetragen. Eine ärztliche Voruntersuchung und Schwangerschaftsurlaub waren damals noch nicht üblich. So zog Karoline Kleis nur die junge Hebamme Amalie Regitz ins Vertrauen, der gerade eine Wöchnerin gestorben war und Karoline Kleis war fast fünfzig. Trotzdem lief die Arbeit im Haus, im Stall und auf dem Feld weiter. Am Vormittag der Niederkunft, am 7. Mai 1930, half Karoline Kleis bei starkem Schneetreiben noch beim Kartoffeln legen. Als am Abend ihr Schwiegersohn vorbeikam, wurde er gleich wieder ins Dorf geschickt, um die Hebamme zu holen. Dort angekommen packte er das „Köffchen“ auf das Fahrrad und dann kämpften sich beide durch den inzwischen stärker gewordenen Schneesturm in Richtung Abstäberhof, wobei die Hebamme, sich mehr am Fahrrad stützend, nur mühsam vorankam. Aber der neue Erdenbürger wollte nicht warten. Er flutschte kurzerhand aus dem Mutterleib und fiel auf den Boden. Als die Hebamme endlich eintraf, war der Rest - Abnabeln, Baden, Wickeln - nur noch Routine. Nichtsdestotrotz: das Kind wuchs heran, kam in die Schule, machte eine Schreinerlehre, die Meisterprüfung, den Refa-Schein und wurde Betriebsleiter in verschiedenen süddeutschen Möbelfabriken.

Inzwischen im Ruhestand geht er seinem Hobby als Drechsler nach. In seiner Wohnung sind alle Wände mit kunstvoll gedrechselten Tellern und Schalen geschmückt. Siegfried Wagner

Spurensuche (14)

Weil zurzeit das Haus Abstäberhof 3 zum Verkauf ansteht, schießen die Gerüchte über das Alter des Hofes wie Pilze aus dem Boden. Als der Abstäberhof in das Licht der Geschichte trat, war er gerade ein Zankapfel zwischen dem Kloster Wörschweiler und der Grafschaft Saarwerden: 1199 gab Graf Ludwig der Ältere von Saar-

werden dem Kloster Wörschweiler das Gut Steinevird und den Weiher zu Kirckell zurück, die er beide seinem eigenen Bekenntnis nach eine Zeitlang unbilligerweise besessen hatte. Mit dieser Nachricht erfahren wir eine ganze Menge: 1199 liegt der Hof Steinevird bei einem Weiher im Mutterbachtal und ist Wörschweiler Klosterbesitz. Also nicht dort, wo er heute liegt. 1430 hören wir noch einmal von der „Hofstatt gen. Steinfurt und die Schaffurt, gelegen oben an dem neuen Wag bei Limpach.“ Seit dieser Zeit ist der Klosterhof im Mutterbachtal spurlos (!) verschwunden.

Der heutige „neue Abstäberhof“ wird erst 1768 unter der Führung des Kammerdirektors, Geheimrat Schimper von der Zweibrücker Renthcammer als Musterhof angelegt, und mit dem eingewanderten Schweizer Hofbeständer Daniel Oberkircher besetzt.

Nach einem alten Plan wurden drei „Hofhäuser im Geviert“ errichtet, alle im Baustil des „Zweibrücker-Zweifamilienbauernhauses“, die vom Hofbeständer und seiner Familie und dem Gesinde bewohnt wurden. Das westliche Haus wird 1844 von den Brüdern „Vetter Kriechan“ und dem Kirchenrechner Friedrich Oberkircher bewohnt. Die Scheune benutzen sie gemeinsam. Christian bezieht sein Wasser vom eigenen Brunnen vor dem Haus, Friedrich benutzt eine eigene Quelle im Keller. Als Hugo Kleis 1907 in das Haus einheiratet, wird es auf der Vorderseite von seinem Schwiegervater Jakob Seel und auf der Gegenseite von dem Bergmann Jakob Oberkircher bewohnt. Beim Bahnbau nimmt Jakob Oberkircher zu seinen acht Kindern noch vier italienische Gastarbeiter auf. So sitzen täglich zwölf starke Esser an seinem Mittagstisch.

1914 übernimmt Hugo Kleis Jakob Oberkirchers Hausanteil, lässt das zweistöckige Zweifamilien-Doppelhaus abreißen, und baut es zu einem einfachen Arbeiterbauernhaus um. Der Schweinestall wurde wegen der Geruchsbelästigung auf die äußerste Hausecke verbannt. Daneben gab es noch einen Abstellraum, das „Ställchen“. Hier standen Rechen, Karste, Hacken, Spaten und ein eigenartiges Gerät, ein schweres, eisernes halbkreisförmiges Beil mit einem langen, breiten, starken Stiel. Von den Kindern „Riesenbeil“ und den Erwachsenen „Friesenbeil“ genannt. Ein Arbeitsgerät, das heute ein Museum zieren könnte, das auf das hohe Alter des Hofes hinwies und einst von dem Kammerdirektor Schimper zur Entwässerung der sumpfigen Wiesen eingeführt wurde.

Spurensuche (15)

Es ist August: Zeit der Obst- und der Kornernte! Heute erledigen vollautomatische Mährescher diese Arbeit. In kurzer Zeit ist ein Morgen „Frucht“ abgeerntet. Früher war das „Kornabmachen“ eine Knochenarbeit für die ganze Familie. Waren die Körner in den Ähren hart geworden, konnte die Ernte beginnen. Wenn genügend Leute zur Verfügung standen, verlief das Abmachen der Frucht in einer festen Ordnung. Die härteste Arbeit traf den „Mäher“. Erbrauchte eine gut gedengelte Sense, die mit einem leichten Holzbogen versehen war, der mit Tuch bezogen war, so dass die Halme beim Abmähen gegen die noch stehenden Halme gedrückt wurden, damit die Glöcknerinnen sie mit Hilfe einer Sichel leicht aufnehmen konnten. Derweil hat ein geschickter Bub eine Handvoll Halme zu einem verlängerten Strohseil zusammengedreht, auf das die Glöcknerinnen einen Armvoll Kornhalme legten, die der Bub mit einem gekonnten Handgriff zu einer Garbe zusammenband. Zu seinen Aufgaben gehörte es auch, die Garben zu Kornkasten aufzustellen. Zuerst wurde ein starke Garbe auf dem Boden aufgestoßen und senkrecht hingestellt, die dann mit weiteren vier Garben schräg abgestützt wurde. Schließlich wurden in die Lücken noch vier Garben gestellt.

Besonders vorsichtige Leute stülpten oft noch einen Hut, eine Garbe kopfüber zur Abwehr von Regen über den Kornkasten.

Zu den Erntegeräten gehörte noch ein schwerer wuchtiger Holzrechen mit langen Zähnen, der Ährenrechen, der zum Schluss noch einmal kreuz und quer über das abgeerntete Stoppelfeld gezogen wurde, um noch die allerletzten Halme aufzusammeln. Die Kinder, die zeitweise in diese Arbeiten mit eingebunden waren, hätten lieber in den Kornkasten Verstecken gespielt, als Garben zu binden und Ähren zu lesen. Hatte Regen die Kornhalme niedergedrückt, gab es für den Landwirt unliebsame Mehrarbeiten und Verluste. Lästig und unerwünscht waren auch langgewachsene, dürre Disteln zwischen den Kornhalmen, an denen sich die Glöcknerinnen oft verletzten. Gut war es, wenn noch ein zweiter Mäher zur Ablösung da war. Am Nachmittag gab es für alle Erntehelfer eine Kaffeepause. Im Schatten eines Kornkastens wurde der mitgebrachte Kaffeekorb ausgepackt. Nachdem sich alle bequem niedergelassen hatten, wurde auf dem Boden ein Tuch ausgebreitet und der „Kaffeetisch“ gedeckt. Nach schwerer Arbeit schmeckte jetzt eine ländliche Brotzeit in frischer Luft besonders gut. Meist gab es das erste Obst: Frühäpfel und -birnen und Frühzwetschgen, ä Budderschmeer med Sießschmeer druff. Un ä Kässhmeer und natürlich Kaffee.

Zur Freude der Feldmäuse blieben die Kornkasten noch einige Wochen auf dem Feld stehen, bis sie zum Dreschen eingefahren wurden. Regen war in dieser Zeit äußerst unerwünscht.

Spurensuche (16)

Im 5. Buch Mose, Kapitel 25, Vers 4, ist nachzulesen: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“ Dieser Satz sagt uns, dass im Orient schon vor 5000 Jahren mit Hilfe von Tierkraft Getreide ausgedroschen wurde. Auch bei uns wurden Tiere zum Dreschen ausgenutzt. Durch mündliche Überlieferung wissen wir, dass der Landwirt Balthasar Fey 1. auf dem Abstäberhof in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vor seiner Scheune ein „Gewwelwerk“ (Göpelwerk) betrieben hat. Auch auf dem Eschweilerhof sind Göpelwerke nachgewiesen. Die von Kennern so beschrieben werden: „Um eine senkrecht im Boden stehende eiserne Achse drehte sich eine große Scheibe, an der eine lange Stange, der „Gewwelbaum“, befestigt war. Am freien Ende des Göpelbaumes wurde ein Pferd oder eine Kuh eingespannt. Die Tiere mussten fortwährend im Kreis laufen und so das „Gewwelwerk“ bewegen. Die Kreisbewegung wurde von zwei Zahnrädern auf die sehr lange Göpelwelle übersetzt, die über einen Treibriemen die Dreschmaschine in der Scheune antrieb.“ - Das Göpelwerk war so gesehen ein ganz primitiver, billiger, tierquälerischer Motor.

Bauern, denen diese Technik nicht zur Verfügung stand, haben ihr Korn mit Dreschflegeln ausgedroschen. Mit dieser Arbeit waren die ganzen Wintermonate ausgefüllt. Die Redensarten: „Ein flegelhaftes Benehmen zeigen“ oder „Essen wie ein Scheunendrescher“, erinnern uns heute noch an diese harten Arbeiten. Sowohl beim Dreschen mit Dreschflegeln, als auch mit dem Gewwelwerk waren die Spreu und die Körner nicht voneinander getrennt. Das besorgte erst die Windmühle. In einem kastenförmigen Gehäuse mit einem trichterförmigen Aufbau drehten sich vier hölzerne Flügel, die Wind erzeugten, der die leichte Spreu wegblies, während die schweren Körner auf eine Rutsche fielen und sich vor der Windmühle gereinigt sammelten. Diese Arbeit mit der Windmühle wirbelte sehr viel Staub auf und beschäftigte eine ganze Familie einen ganzen Vormittag. Zuletzt musste die wertlose Spreu beseitigt werden. Sie wurde in das Sprierduch geschaufelt und einfach in den nahen Wald getragen.

In den Zwanziger Jahren gab es in der Entwicklung von Dreschmaschinen eine revolutionäre Entwicklung. Zunächst wurden Dampfdreschmaschinen und dann Elektrodreschmaschinen auf den Markt gebracht, die den Dreschvorgang weiter automatisierten und erleichterten. So wurden z. B. Korn und Spreu einwandfrei voneinander getrennt und das anfallende Stroh zu handlichen Ballen zusammengepresst.

Spurensuche (17)

Als Kinkel-Neuhäusel 1922 den Anschluss an das elektrische Leitungsnetz erhielt, kaufte sich mein Großvater, der Hüttenarbeiter Hugo Kleis, zur Arbeitserleichterung eine elektrische Kreissäge und eine einfache elektrische Dreschmaschine. Es war eine Maschine, die lediglich die kräftezehrende Arbeit des Dreschens mit Dreschfliegeln übernahm, während noch viele Arbeitsgänge unerledigt liegen blieben. Der Elektromotor war an sicherer Stelle hoch oben an der Scheunenwand installiert. Von dort aus wurde mittels eines Transmissionsriemens die Dreschmaschine angetrieben. Mit der Montage der Dreschmaschine entstand ein neues Verb (Zeitwort): das Getreide wurde jetzt nicht mehr gedroschen, sondern „gemaschient“. Mit dem Aufbau der Dreschmaschine fielen noch weitere An- und Umbauten an: Die eigentliche Dreschmaschine wurde im hinteren Teil der Scheune auf einem „Gericht“ (Gerüst) montiert. Das „Maschinen“ war eine arbeitsintensive Tätigkeit, wobei alle Familienmitglieder beschäftigt wurden. Manchmal war ein Rollentausch unumgänglich. Schon am Vortag wurde ein Leiterwagen voll Frucht eingefahren und auf den „Heistall“ gesetzt.

War die Maschine in Gang gesetzt, waren zwei Personen voll damit beschäftigt, die Garben hereinzutragen, aufzubinden und der Einlegerin, der Großmutter, vorzulegen. Dabei musste jede Garbe halbiert werden, um eine Überlastung der Maschine zu vermeiden. Denn wenn die Maschine den Treibriemen abwarf, gab es lästige und unliebsame Verzögerungen. Im Innern der Maschine rotierte eine zackenbesetzte Blechtrommel, die die Ähren ausdrosch. Auf der Gegenseite wurden das Stroh und das Dreschgut auf einen schräg gestellten Lattenrost ausgeschieden. Meine Aufgabe war es „Striggelcher“ (kleine Stricke) auszulegen, auf die Großvater zwei Arme voll Stroh legte, und dann kräftig zu „Berten“ zusammenband, die dann von mir vor die Scheune geschleppt wurden, wo sich an einem Vormittag ein hoher Berg „Berte“ türmte.

Am Ende der Arbeit wurden die Berte mit Hilfe einer Rolle auf den Heustall gezogen. Dabei wurde ein vielleicht jahrhundertealtes Stück Geweih benutzt, das so zugeschnitten war, dass die Berte mühelos ausgeklingt werden konnten. War die Scheune wieder leer, konnte am Nachmittag die Windmühle in Tätigkeit gesetzt werden und der Landwirt endlich den Ertrag seiner Mühe sehen. Unter dem Strich gesehen brauchte damals eine ganze Familie zwei Arbeitstage, um das zu leisten, was heute ein Mann und ein Mähdrescher in zwei Stunden schafft.

Spurensuche (18)

Nach alter Gewohnheit werden zweimal im Jahr die Wiesen gemäht. Der Bauer spricht vom „Heumachen“ und vom „Grummetmachen“. Unterziehen wir die beiden Begriffe einer ethymo-logischen (sprachgeschichtlichen) Untersuchung, können wir der Geschichte der Landwirtschaft eine weitere Seite hinzufügen. „Heu“ kommt aus dem Mittelhochdeutschen „höuwe“ und bedeutet abgehauenes Gras. Wenn im Juni das Wiesengras in voller Blüte stand, begann im Dorf eine rege Tätigkeit. Überall vor den Häusern wurden die Dummel-Mist-Pritschen-Jauchewagen abgebaut und zu Leiterwagen umgerüstet. Und die

Luft war erfüllt von dem rhythmischen Klang dem Dengeln der Sensen. Wohl dem, der für die anstehende Mäharbeit genügend Helfer zur Verfügung hatte.

Schon vor dem Sonnenaufgang zog man hinaus in die taufrischen Wiesen und mähte in stereotypen Bewegungen eine Bahn nach der anderen. Das Gras blieb auf „Schlachten“ liegen, bis am Vormittag Frauen und Kinder kamen und es ausspreiteten. Je nach Sonnenschein wurde das Heu mehrmals am Tag gewendet, bis es nach zwei bis drei Tagen dürr war und eingefahren werden konnte. Als in den Zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Mähmaschinen auf den Markt kamen, fiel für einen Teil der Bauern das arbeitsaufwendige Mähen von Hand weg. Aber die Kleinbauern mussten noch weiterhin mit der Sense mähen.

Der Begriff „Grummet“ hat seine Wurzel ebenfalls im Mittelhochdeutschen und bedeutet „grün-mat“ (Grün-Mahd), d.h. zweiter Heuschnitt. Das Grummet ist kürzer als das Heu, machte aber mehr Arbeit. Wegen der abnehmenden Kraft der Sonne im Spätsommer, musste es öfter gewendet werden. Gegen Abend wurde es zu „Schooren“ zusammengereicht und zu kleinen Haufen aufgesetzt, um es über Nacht weniger dem Tau auszusetzen. Wenn es gar in das Grummet regnete, verlor es wesentlich an Qualität und die Ernte verzögerte sich um Tage. Einen Wagen Heu mit Kühen an heißen Tagen einzufahren, war wegen der Mückenplage ein „Horrortrip“: Die Tiere waren übersät mit Fliegen, Stechmücken und Bremsen. Die Kühe waren unruhig und wild und versuchten, das Geschirr abzuwerfen. Wir Kinder hatten die Aufgabe, mit Ginsterzweigen die Mücken abzuwehren, wobei wir mehr uns selbst als die Kühe vor den Mücken schützen mussten. Im Laufe der Zeit waren wir zu Spezialisten in Sachen Insektenabwehr und Stechmückenplage geworden. Einen Wagen Heu oder Grummet zu laden war für jeden Landwirt eine Ehrensache, denn er durfte nicht schief geladen sein und sich der Gefahr des Umkippens aussetzen. Zuerst wurde der Wagen zwischen den Leitern gefüllt. Und dann wurde eine jeweils starke gleichmäßige Gabel voll nach links und rechts außen gesetzt und durch eine weitere Gabel voll in der Mitte zum Halten gebracht.

Zum Schluss wurde die Ladung noch glatt abgerechelt und durch den „Wiesenbaum“ noch kräftig festgebunden. War der Heuwagen nicht gar zu schwer geladen, durften die Kinder zu ihrer Freude hoch oben auf dem Heu mit nach Hause fahren.

Spurensuche (19)

Die letzte Hauptarbeit *des* bäuerlichen Arbeitskreises, das „Grombeereausmache“, die Kartoffelernte, begann im September/Oktober. Aber sie wurde schon im April/Mai mit dem „Grombeereschneide“ eingeleitet, d. h. mit dem Vorbereiten der Setzkartoffeln. Schon bei der vorjährigen Ernte wurde ein Teil als „Setzgrombeere“ gesondert behandelt. Sie bleiben von den übrigen Kartoffeln strikt getrennt. (Es traf Großvater hart, als er im Hungerjahr 1946 zu einer Sonderabgabe verpflichtet wurde und dabei seinen Vorrat an Setzkartoffeln angreifen musste.)

Wenn es dann so weit war, dass das Grombeereschneide beginnen konnte, wurde ein Korb voll Setzgrombeere nach dem anderen aus dem Keller geholt. Je nach Möglichkeit saßen zwei, drei Frauen im Kreis, um die Kartoffeln zu schneiden, d. h. die Setzkartoffeln wurden so zerlegt, dass ein Teilstück noch ein „Auge“ (einen Keim) hatte. Das Stück durfte auch nicht zu flach sein, denn in ihm steckte die Nahrung für den jungen Trieb. Die geschnittenen Setzkartoffeln wurden in Säcke gefüllt und zur Seite gestellt. Am nächsten Tag konnte das Grombeeresetze beginnen. Mit einem Pflug wurde eine Furche durch den Acker gezogen, während einige Frauen mit einem vorgebundenen, gefüllten „Grombeereschorz“ bereitstanden und ungefähr im Abstand von gut einem Schritt eine Setzkartoffel in die Furche legten. Auf dem Rückweg des Pfluges wurde die Furche zugepflügt und danach der Natur überlassen.

Wenn sich später die ersten Triebe zeigten, wurden die jungen Kartoffelstöcke mit dem „Häufeler“, einen pflugartigen Gerät, angehäufelt, und so die typischen Kartoffelfurchen hergestellt.

Aber damit waren die Arbeiten im Kartoffelacker noch lange nicht abgeschlossen. Zwei- bis dreimal im Jahr wurde ein Arbeitstag auf das „Grombeerehacke“ verwendet, um unliebsame Unkräuter, die den Kartoffelstöcken die Nährstoffe wegnahmen, zu entfernen.

Wenn sich Anfang Herbst die Kartoffeln von den Wurzeln lösten, waren sie zur Ernte reif. Früher wurden die Kartoffeln mit Hilfe von einem Karst, einer zweizinkigen Hacke, geerntet. Wenn sich drei bis vier Personen zum Grombeereausmachen am Acker trafen, nahmen sie sich einen bestimmten Abschnitt, einen „Gohn“ zum Ausmachen vor.

Aus dieser Gewohnheit entwickelte sich im Volksmund eine Redensart, wenn jemand ein gestecktes Lebensziel erreicht hat, sagt man heute noch „Der hadd sei Gohn drowwe“. Mit dem Karst wurden die Furchen auseinandergeworfen und die Kartoffeln vorläufig vorsortiert und in die Körbe geworfen. Waren die Körbe voll, wurden sie in Säcke gefüllt und gegen Abend nach Hause gefahren. War die Kartoffelernte abgeschlossen, begann das große Aussortieren in Speise-, Futter- und Saatkartoffeln. Die Speisekartoffeln wurden in den nächsten Tagen als Winterkartoffeln zu den Kunden, meist Verwandte, gebracht. Je nach dem Vorrat an Futterkartoffeln konnte die Winterfütterung für Kühe und Schweine vorerst überschlagen und der Zukauf von Ersatzfutter abgeschätzt werden.

Spurensuche (20)

Mein Freund, der Baum ist tot. Er fiel im frühen Morgenrot, vielleicht wird *es* ein Wunder geben und er erwacht zu neuem Leben." So hatte vor fast 50 Jahren die „unvergessene Sängerin Alexandra eine Vision und nahm mit dem Lied gleichsam ihr eigenes Schicksal vorweg. (Sie starb durch einen Unfall im Juli 1969 im eigenen Pkw.) Mit diesem Text lenkt sie unsere Aufmerksamkeit auf das Schicksal von Bäumen. Ob die legendäre Chansonette einen Lieblingsbaum besungen hat, mit dem sie besondere Erinnerungen verband, wird ihr Geheimnis bleiben. Wir wollen ihrer Geschichte noch einige Baumgeschichten zur Seite stellen: Als 1805/10 auf Anordnung Napoleons die Kaiserstraße zur Heer- und Handelsstraße ausgebaut wurde, ließ er auf beiden Seiten Pappeln anpflanzen, so dass Pfarrer Friedrich Hermann Jung 1878 von der „breiten Kaiserstraße, die mit den langen Grenadieren von Pappeln zur Rechten und zur Linken gesäumt ist“, schwärmen konnte.

Noch im selben Jahrhundert pflanzt Pfarrer Carl Blum „eine schöne Linde im Pfarrhof“, die im Laufe der Zeit zu einem prächtigen Baum heranwuchs. Als sich 1960 bei ihr Anzeichen von Altersschwäche zeigten, wurde sie zum 150-jährigen Greis umfunktioniert, und zum Fällen freigegeben. Eine Aufgabe, die man nur in fachkundige Hände legen wollte! Sieben Tage Arbeit hatten die beiden Holzhauer Jakob Hill und Richard Gapp, um den Veteran mit 1,20 Meter Durchmesser zu fällen. Die alte Kaiserstraße war noch eine Schotterstraße und dem aufkommenden Autoverkehr nicht mehr gewachsen. 1929 erhielt sie ein modernes Basaltplaster. Die Begrenzung mit Linden gab es wohl schon vorher.

Linden gehören zur Familie der Tiliaceen. In der nördlich gemäßigten Zone kennt man mindestens 25 Arten von Lindengewächsen, wobei bei uns die großblättrige Sommerlinde und die kiemblättrige Winterlinde die bekanntesten sind. Infolge von Samenflug entstand hinter dem Anwesen Hugo Kleis, Abstäberhof 3, um 1930 eine junge Linde. Nahe bei der jungen Linde standen zwei uralte Birnbäume, die wohl ihre eigene Geschichte hatten. Sowohl ihre Herkunft als auch ihr offizieller botanischer Name waren unbekannt Sie stammten wohl aus

der Zeit als der bayerische Staat versuchte die Bauern zum Obstanbau zu animieren. Es könnte der bekannte Ackerer Fritz Oberkircher gewesen sein, der um 1850 einen „Paffebeerchesbaum“ und einen „Frühbirnenbaum“ angepflanzt hat. Die Paffebeercher waren kleine, aromatische, kugelförmige Früchte, die sich besonders als Dörrobst eigneten. Die anderen Frühbirnen, eine ertragreiche Sorte, wurden ihrem Namen gerecht und waren schon zum Grummetmachen reif. Anfangs September waren sie grün und noch hart, schmeckten aber schon süß. Dann wurden sie sehr schnell gelb und weich. - Als dem Hugo Kleis am 28. März 1932 ein Enkelsohn geboren wurde, grub sein Schwiegersohn die Linde aus und pflanzte sie vor das Haus dicht neben den Brunnen, wo sie heute noch steht.

Spurensuche (21)

Wenn Ende September die Kartoffelernte abgeschlossen war, kamen noch die „Rummele“ (Runkelrüben) und die „Riewe“ (Steckrüben) an die Reihe. Die Runkelrüben, auch Dickrüben genannt, stammen ursprünglich von einer Wildpflanze vom Mittelmeer ab. Sie sind eine anspruchsvolle Pflanze. Im Frühjahr wird ein im Herbst zuvor gut gedüngter, tief gepflügter Acker geeegt und mit Hilfe eines „Dummeldielens“ glatt gezogen. Damit das Glätten auch wirklich gut klappte, durften wir Kinder auf dem Dummel sitzen und wurden mitgezogen. Anschließend wurde mit einem schweren dreizinkigen Rechen kreuz und quer Furchen durch den Acker gezogen und an den jeweiligen Schnittpunkten der markierten Rillen eine kleine Handvoll „Rummelkeere“ gelegt. Wenn sich später die jungen Pflanzen zeigten, begann das erste „Rummelehacken“. Dadurch wurde der Boden gelockert und die Jungpflanzen bis auf ein kräftiges Exemplar ausgedünnt. Im Laufe des Jahres schossen die Rummele ins Kraut, das gelegentlich als Grünfutter abgeerntet wurde. „Rummeleblare“ hat Großmutter diese Arbeit genannt (Runkelrüben entblättern). Mehrmals in der Woche hat sie „ä Lascht voll „Rummelblärer“ heimgefahren und als Futter unter das Heu gemischt. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die Rübengewächse zu einer weit verzweigten Familie entwickelt, von der ein Mitglied gelegentlich unseren Speiseplan bereichert: Erinnern wir uns an die „Riewe met Blutworscht“, „Rote Riewe“, die wir vornehm als Rote Bete bezeichnen und an das Gemüse aus den gelblichen „Erdkollerawe“ und die Zuckerrüben, die Rohprodukte vom Zucker und vom „Fenner Harz“ (Rübenkraut).

Wenn im Herbst stündlich das Wetter umschlägt und der Westricher Bauer spöttisch sagt: „Im Herbscht huckt hinner jerem Heggeputsche ä anner Werrer“, ist es Zeit, die Rummele einzufahren. Weil nur ein Drittel in der Erde steckt, ist es leicht, sie auszureißen, die Blätter abzuschneiden und die Rummele grob zu putzen und auf den „Dummelwagen“ zu werfen. Der Kleinbauer hat das „Rummeleausmache“ über mehrere Tage verteilt, weil er die anfallenden „Rummelblärer“ noch verfüttern wollte. Zu Hause wurden die Rüben durch das Kellerloch in den Keller geworfen und wenn der bis unter die Decke voll war, wurde die „Rummelkaut“ ausgehoben und der Rest eingemietet. War die Kaut voll, wurden die Rummele mit Stroh abgedeckt und dann mit Erde zugedeckt. Wenn es im Frühjahr noch kein Grünfutter gab, wurde die Rummelkaut wieder geöffnet und dann begann ein uraltes Ritual. Täglich wurden zwei Körbe voll Rummele aus der Rummelkaut geholt, von der Erde befreit im Trog abgewaschen und im „Rummelkrutzer“ gekrutz und dann verfüttert.

Waren die Rummele alle eingefahren, kamen noch die „Riewe“ an die Reihe. Sie waren wesentlich anspruchsloser als die Rummele. Sie wurden nach der Kornernte in ein umgepflügtes Stoppelfeld gesät. Es gibt ebensoviel Sorten wie Namen: Brassica, Steckrüben, weiße Rüben, Stoppelrüben, Herbstrüben.

Spurensuche (22)

Nach einer statistischen Erhebung vom Dezember 1918 gab es in Kirkel-Neuhäusel 169 Rinder, die sowohl Milch- als auch Zugtiere waren. Diese Tiere stellten das Fundament des bäuerlichen Betriebes dar. Sie standen den Menschen in ihrer Arbeitskraft und als Milchlieferanten zur Verfügung und wurden dementsprechend vorrangig ernährt und gepflegt. Rinder sind Wiederkäuer und bevorzugen Grünfutter, das nicht immer ausreichend vorhanden war. Um jeden Grashalm wurde gekämpft und hart gerungen. Denken wir nur an den denkwürdigen Streit zwischen der Renthcammer und dem Untertan Albert Spieler, wobei es um einen Stoß Brennesseln auf dem oberen Burgberg ging. Oder an jenen Brief, den der Wagnermeister Christian Schäfer an die Gemeinde geschrieben hat, in dem er sich beschwerte, weil der Straßenwärter ihm das Gras aus dem Straßengraben, an den sein Acker anstieß, weggenommen hatte. Aber es gab auch noch legale Futterplätze, so z. B. das primitive Ausmähen der Feldwege oder das Erwerben eines Waldgrasscheines, mit dem konnte die ganze Familie im Wald Gras „ropfen“. Das Benutzen von Sichel und Sensen war dabei streng verboten. So wurde das Vieh das ganze Jahr über je nach den Möglichkeiten der Saison gefüttert.

Mehr Zeit für die Fütterung nahm man sich am Abend. Da wurden Kartoffeln verfüttert. Weil sie im rohen Zustand für das Vieh unverträglich waren, wurden sie im „Fiederhaawe“ gekocht und anschließend gestampft. Wenn der Bauer es besonders gut mit seinen Tieren meinte, setzte er dem „Saufen“ noch eine Portion Kleie zu. Hatten wir Kinder Hunger, dann hieß es „Zuerst kommt das Vieh an die Reihe. Awwer do ess ä Saugrommbeer“.

Das Saufen wurde direkt in die zuvor gut geputzte Krippe geschüttet und von dort aus gefressen, während Heu und Gras von der Scheune aus durch das Futterloch in die „Raaf“ (Raufe) eingegabelt wurde. Das Heu musste täglich vom Heustall heruntergeholt werden. Dort saß es, durch sein Eigengewicht fest zusammengepresst. Mit Hilfe eines „Heiropfers“, eines Pfeilspitzen Gerätes, konnte es aus dem Heustoß herausgezogen werden. Die letzte Fütterungsarbeit des Tages war das Tränken. Da musste schon mancher Eimer voll Wasser vom Brunnen herbeigeschleppt werden, wenn man pro Kuh zwei Eimer Wasser rechnen konnte. Zum Abschluss des Themas Viehfütterung noch eine Geschichte des unvergessenen Karl Gölzer, auch Kneissel genannt: „Eenes scheenes Daas hann die Alte gesaat: „Ehr Kinner, heit gehen meer ans Keppche grase. Un ehr gehen alle gar met.“ Meer hann zwar gemeckert, awwer sinn metgang. Was haschde wolle mache? Wie ma am Keppche gegrast hann, do hann ich grad emol neue an de Alte gegrast. Do hann ich geheert, wie die Mamme zum Babbe gesaat hat: „Ich glaab, das is gar net angang“. Gleich druff hat die Mamme ganz laut gekrisch: „Ams Himmels Wille, ehr Kinner; ich glaab unser Haus brennt.“ Dann simmer dabber heemgang. Un tatsächlich, als ma heernkomm sin, hats bei uns werklich gebrennt.

Spurensuche (23)

Der oberste Grundsatz im Kuhstall war absolute Hygiene und Sauberkeit. Deshalb kam es darauf an, die Ausscheidungen des Viehs sehr sorgfältig wegzuräumen. Weil die „Kuhfladen“ obendrein noch einen wertvollen Dünger darstellten, wurde das Stallausmisten für den Landwirt noch zu einer erträglichen Arbeit. Der Stallboden war mit Pflaster- und Feldsteinen belegt. Außerdem war dort die „Strohsens“ montiert, mit der das Stroh geschnitten wurde. Zweimal am Tag wurden die Kühe „gestreut“, d. h. es wurde ihnen das kurz geschnittene Stroh unterlegt, das morgens und abends ausgeräumt wurde. Der Mist wurde auf eine Schubkarre geladen und zur „Mischtkaut“, dem Misthaufen gefahren. Danach wurden mehrere Eimer voll Wasser am Brunnen geholt, und der Boden gründlich ausgespült und abgebürstet. Dabei konnte das Wasser durch eine Rinne in die Jauchegrube abfließen.

Leider kam es vor, dass sich die Kühe in ihren eigenen Dreck legten, und dann waren alle Mühe um Sauberkeit umsonst, denn jetzt mussten die Kühe gestriegelt und gebürstet werden. Denn saubere Kühe war der Stolz des Bauern.

Im Herbst und im Frühjahr wurde der Mist auf das Feld gebracht. Zwei Mann wären voll damit beschäftigt, einen Wagen mit Mist zu beladen. Zum Schluss wurde der Mist mit einer „Mistplätsch“ dachförmig „festgeplätscht“, damit nichts vom Wagen herunterfiel und die Wege verdreckt wurden.

Auf dem Acker wurde mit Hilfe eines „Mischtgrobens“, eines abgewinkelten dreizehnikigen, gabelähnlichen Gerätes der Mist in Haufen vom Wagen heruntergezogen und über den Acker verteilt. Meist reichte eine „Mischtkaut“ gerade aus, um einen Akker zu bedüngen. In den nächsten Tagen war man dann damit beschäftigt, den Mist „auszusprengern“, „auszubereiten“, d. h. über den Acker zu verteilen. Dass der Mist als hochwertiges Düngemittel eine große Rolle gespielt hat, sehen wir an einer Redensart. Wenn jemandem eine besondere geistige Leistung gelungen ist, hört man zuweilen ironisch sagen: „Das do is awwer net uff demm seiner Misch gewachs“. Lustiger hört sich da schon die Wettervorhersage an: „Kräht der Hahn auf der Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt so wie es ist.“

Auch die Jauche wurde als Dünger auf das Feld gefahren. Deutlich war am Wachstum der Pflanzen zu erkennen, womit einem Fass voll „Purrl“ nachgeholfen wurde. Bessergestellte Bauern konnten sich eine eigene „Purrlbumb“ leisten, während die Kleinbauern in mühsamer Arbeit mit dem „Purrlschebber“ ihr „Purrlfaß“ eimerweise füllen mussten.

1842 musste Pfarrer Carl Friedrich Butenschön einen tragischen Unfall in seiner Chronik vermerken: „Ein Kind ist in den Pfuhl gefallen, und dabei ertrunken“.

Spurensuche (24)

Wie viel Milch die Fuhrkühe gaben, war davon abhängig, wie kraftvoll sie gefüttert, und wie stark sie als Arbeitstiere beansprucht wurden. Außerdem spielte der zeitliche Abstand vom letzten Kalben eine Rolle, denn kurz vor dem nächsten Kalben „stand die Kuh trocken“, d. h. sie gab überhaupt keine Milch mehr. Gemolken wurden die Kühe in der Regel zweimal am Tag. Kurz vor dem Melken wurde ihnen noch einmal Gras oder Heu eingegeben, denn dann standen sie beim Melken ruhiger. Beim Melken saß die Melkerin auf einem vierbeinigen „Melkstühlchen“ unter der Kuh, während sie den Melkeimer fest zwischen die Beine klemmte. Weil der Kuhschwanz beim Melken ständig in Bewegung war, war es notwendig, ihn am Bein der Kuh festzubinden, um Verunreinigungen der Melkerin und der Milch zu vermeiden. Bei zweimaligem Melken am Tag konnte man pro Kuh mit etwa zehn Liter Milch rechnen. Nach dem Melken wurde die Milch gleich durch ein „Seihblech“ geschüttet“, um noch letzte Schmutzteile aus der Milch herauszufiltern. Diese Wirkung wurde durch den zusätzlichen Gebrauch eines „Seihduuches“ noch verstärkt. Der dabei anfallende Schaum war ein begehrtes Katzenfutter.

Bevor die Weiterverarbeitung der Milch von den Molkereien übernommen wurde, arbeitete man in dem Bauernhaus mit der Zentrifuge weiter. In ihr wurden durch das Prinzip der Zentrifugalkraft die Milch und der Rahm voneinander getrennt. Aus zwei Ausgüssen liefen die Magermilch und der Rahm.

Vor der Erfindung der Zentrifuge verlief die Trennung von Milch und Rahm wesentlich primitiver. In jedem Bauernhaus gab es Steinguttöpfe, die am Boden eine etwa 5 mm starke Öffnung hatten, die mit einem kleinen Zapfen verschlossen wurde. In solche Gefäße

schüttete man die Frischmilch und vertraute darauf, dass sich der Rahm an der Oberfläche absetzte. Während man am nächsten Tag die Magermilch ablaufen ließ, wurde der Rahm zur Weiterverarbeitung täglich im kühlen Keller gesammelt. Vielleicht einmal in der Woche wurde Butter gestoßen, im „Stoßbutterfass“, wobei der Sauerrahm in das Fass geschüttet wurde, und mit einem Holzstößel solange gestoßen wurde, bis sich der Rahm zu Butter verklumpte. Ein Fortschritt war es, als eines Tages das „Drehbutterfass“ auf den Markt kam. Aber auch das Drehbutterfass hatte seine Tücken. Im Sommer, wenn es gut heiß war, wollte „de Budder net immer richtig zesammegehn“. Dann half ein Trick: eine Tasse voll kühles Wasser vom Brunnen beschleunigte den Herstellungsprozess. Nach dem Buttern musste die Butter noch ein letztes Mal bearbeitet werden, denn aus ihr mussten noch Buttermilchreste herausgedrückt werden, bevor sie in eine appetitliche Form gebracht wurde.

Oft konnte man ein Abendessen mit Bratkartoffeln und frischer Buttermilch, in der noch kleine Butterklümpchen schwammen, kaum erwarten. All diese Erinnerungen sind wieder lebendig geworden, als Großvater in den Nachkriegsjahren auf den Kehl Speicher stieg, und das alte Drehbutterfass herunterholte, um wenigstens seine Familie mit einer bescheidenen Menge Butter zu versorgen.

Spurensuche (25)

Ab 1696 bemühten sich eingewanderte Schweizer mit wechselndem Erfolg um die Wiederbesiedlung des Eschweilerhofes. Der erste Einwanderer der einen Rekultivierungsversuch wagte, war ein Nikolaus Weber aus dem Kanton Bern. In einem Erbbestandsbrief wurden ihm folgende Auflagen gemacht: „Er und seine Erben sollen den Hofbezirk samt Gerechtsamen einnehmen und besitzen. Dafür aber sogleich ein Hofhaus errichten mit Scheune und Stall. Das Bauholz hierzu könne er nach Anweisung in den nahen Wäldern fällen. Die Felder soll er fleißig ausstocken und die Wiesen mit Gräben von gehöriger Tiefe durchziehen. Von herrschaftlichen Fronden und Beschwerden solle er befreit sein, und zwar auf die Dauer von acht Jahren. Von 1704 ab soll er jährlich 18fl. Zins entrichten. Und von allen Früchten den Zehnten abliefern.“

Ab 1747 ist Ulrich Lehmann auf dem unteren Eschweilerhof als Mitbeständer nachweisbar. 1810 heiratet seine Tochter Susanne Maria den Limbacher Ackerer Balthasar Johann Leibrock. Das sowohl genügend in die Ehe mit eingebrachte Ackerland, als auch das „Wohnhaus mit Keller, zwei Ställen, Scheuer und Hofraum und vier Schweineställen“ bilden eine ausreichende Basis zu einer gedeihlichen Landwirtschaft. Als 1838 Leibrocks Ehefrau stirbt kommt es zur Erbteilung unter den Geschwistern: den drei schon verheirateten Schwestern Maria, Katharina und Eva und dem jüngsten noch ledigen Bruder Balthasar. Er wird am 21. Sept. 1877 Vater des späteren Heimatschriftstellers Karl Leibrock, der in seiner Jugend noch eine intakte Landschaft und Natur erlebt hat und ihn so mit seinen „Träumereien aus dem Westrich“ zum überschwänglichen Fabulieren über die verschwiegensten Täler und Schluchten des Kirkeler Waldes angeregt hat. Auch seine Schwänke „Nickels Rache“ und „Mei Herzkersch“ wurden erfolgreich auf pfälzischen Bühnen aufgeführt, womit Leibrock bewies, dass er „echte Volkstypen formen konnte, und dass er die Handlung in flotten Bewegungen zu halten verstand, und durch geschickte Situationskomik zu belustigen wusste“. Karl Leibrock starb 1923 in Ulm.

Seine Verbindung zum Landleben und zur Natur drückte er in zahlreichen Aufsätzen und Geschichten aus, wie z. B. in dem folgenden „Märchen von der Milchkuh“ nach einer Überlieferung von seinem Vater nacherzählt: „Hohltaube, Wiedehopf und Maulwurf hatten gemeinsam eine gute Milchkuh. Ein gerissener Händler aber betrog sie eines Tages darum.

Darüber grämte sich der feinfühlig Maulwurf so sehr, dass er sich in der Erde eingrub und schwor, nie mehr an das Sonnenlicht zu kommen, weil die Welt so schlecht sei. Seitdem lebt seine Sippe stumm unter der Erde. Die Hohltaube indessen weinte und klagte laut, wie sie es heute noch tut, wenn sie sich allein glaubt im tiefen Tannendickicht: „Ruckru - mei scheen Kuh!“ Der Wiedehopf aber schreit und schimpft, wo immer er auch sein mag, und macht seinem Herzen Luft.“

Spurensuche (26)

In der Chronik von Pfarrer Carl Friedrich Butenschön können wir anno 1838 nachlesen: „Die Pfarrei besitzt Land, das der Pfarrer bebauen muss“. Über dasselbe Land schreibt Pfarrer Carl Blum 1854: „Der Pfarrer würde lieber selbst das Land bebauen, weil wegen der Nähe der Märkte von St. Ingbert und Neunkirchen, wohin die Leute ihre aus der Landwirtschaft gewonnenen Erübrigungen um hohe Preise verkaufen können, so dass hier alle Lebensmittel verhältnismäßig teuer sind.“

Einer der Landwirte, die die Chance wahrnahmen, ihre überzeugten Überschüsse in der nahen Stadt Neunkirchen zu verkaufen, war wohl der Ackerer Christian Johann Seel. Die Idee seine landwirtschaftlichen Produkte in Neunkirchen zu verkaufen, reifte in ihm als 1879 die Landstraße Neuhäusel-Neunkirchen ausgebaut wurde. Die neue Straße erleichterte die Anfahrt der Markthändlerinnen und der Bergleute nach den Gruben König, Heinitz und Dechen. Sicherlich hat der Christian Seel seine Kinder schon frühzeitig auf diese möglichen Nebenverdienste durch den Markthandel aufmerksam gemacht. Christian Seels Sohn Jakob Seel hat als Ackerer vom Abstäberhof aus den Markthandel weitergeführt.

Im Laufe der Zeit hat sich innerhalb von Seels Familie eine gewisse Praxis entwickelt, den Verkauf seiner ländlichen Produkte zu organisieren. Jakob Seel hat sich mit seinen Töchtern Christine, Elisabeth und Karoline auf die Oberstadt in Neunkirchen spezialisiert. Später waren es seine Enkeltöchter Thekla und Ella, die den Verkauf in Neunkirchen - vor allem in der Hermannstraße und der Steinwaldstraße - fortführten. Als Transportmittel benutzte man dazu eine seinerzeit berühmte, spezielle „Marktschees“ (Marktchaise), ein Korbwagen mit vier hohen Speichenrädern.

Es war ein mühsamer Weg, der bei Wind und Wetter gegangen bzw. gefahren werden musste: Bremsenkopf - durch den Wald nach „Bühlershaus“ - Kohlhof. Oder an anderen Tagen: Neuhäusel, Neunkircher Straße - damals noch eine holprige Schotterstraße - bis zur „Scheib“. Die jungen Mädchen waren auf den Straßenverkauf eingestellt. Ihr Angebot bestand aus frischer Butter, Milch, Rahm und Buttermilch, „Handkäs“, Eier usw., im Herbst' auch Salat, Kartoffeln, Karotten und Gemüse. Die Kundschaft war sehr wählerisch und die Konkurrenz sehr groß. Es waren etwa 15 bis 20 Kleinbauern, die diesen Marktverkauf betrieben. Die Einnahmen waren oft verschwindend gering - meist weniger als fünf Mark. Was beim Straßenverkauf nicht abgesetzt werden konnte, wurde noch auf dem oberen bzw. unteren Markt angeboten, wo es oft zu Schleuderpreisen verkauft wurde oder wieder mit nach Hause genommen werden musste.

(Siegfried Wagner)